

Dankesrede von Univ.-Prof. Dr. Peter Vodopivec

anlässlich der Verleihung des Anton Gindely-Preises 2008 im Festsaal des Österreichischen Gewerbevereins im Palais Eschenbach am 13. November 2008

Sehr geschätzte Damen und Herren,
liebe Kolleginnen und Kollegen,
Freundinnen und Freunde,

die Überreichung des Anton Gindely-Preises für Geschichte und Kultur Mittel-, Ost- und Südosteuropas bedeutet für mich eine außerordentliche Ehre und Anerkennung. Für diese unerwartete Ehrung möchte ich mich bei den Mitgliedern der Jury mit Prof. Dr. Ernst Bruckmüller an der Spitze, ganz herzlich bedanken. Mein Dank gilt auch den heutigen Mitwirkenden, dem Herrn Botschafter Dr. Emil Brix, dem ersten Premier des selbständigen slowenischen Staates Herrn Lojze Peterle, mit dem mich eine langjährige Bekanntschaft aus Studienjahren verbindet, und dem Kollegen und Freund Prof. Dr. Ernst Bruckmüller, der mich mit seiner Laudatio in ziemliche Verlegenheit brachte, da ich über meine Arbeit eine viel bescheidenere Meinung habe als der geschätzte Herr Laudator. Wenn ich mir die lange Liste der bisherigen Preisträger durchsehe, wird meine Verlegenheit noch größer. Darunter sind nicht nur zahlreiche Bekannte und Freunde, die ich sehr schätze, sondern auch verehrte Vorbilder, die ich, nachdem ich ihre Werke kennen lernte, als meine Lehrer erlebte. In diesem Zusammenhang möchte ich nicht unerwähnt lassen, dass ich jener glücklichen Generation slowenischer Historiker angehöre, die ihre Sicht auf die Geschichte und vor allem auf die Geschichte des mitteleuropäischen Raumes ab dem Beginn der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts im engen Kontakt mit österreichischen und mitteleuropäischen Kollegen formen konnte. Darüber hinaus gelang es dieser Generation, in Begegnungen und Gesprächen mit diesen Kollegen in mancher Hinsicht die einseitigen, in der nationalen Geschichtsschreibung bestehenden Urteile zu überwinden sowie breitere, über die nationalen Grenzen reichende Parallelen und Vergleiche zu ermöglichen. Aus dieser Sicht bedeutet mir die Auszeichnung, die Leistungen in der Erforschung von Kultur und Geschichte von Mittel-, Ost- und Südosteuropa gewidmet ist, besonders viel.

Erlauben Sie mir, dass ich in der kurzen Dankesrede auf die Überlegungen des slowenischen Dichters Edvard Kocbek über Mitteleuropa eingehe, die im Jahre 1940 – also am Beginn des Zweiten Weltkrieges – in der in Ljubljana erscheinenden christlich-sozialen Zeitschrift *Dejanje* veröffentlicht wurden. Kocbek stellte in diesem

Artikel fest, dass „die besondere und originelle Qualität des weiträumigen Gebietes zwischen dem europäischen Osten und Westen“ seine ethnische und kulturelle Vielfalt darstelle, seine Tragödie bestünde jedoch darin, dass die mitteleuropäischen Nationen diese Vielfalt im größeren europäischen Rahmen nicht als Qualität und Wert zur Geltung zu bringen vermochten. Vielmehr wurden sie mit ihrer Zersplitterung und ihren Gegensätzen zum „ständigen Brennpunkt von internationalen Spannungen und Konflikten“. Nach Kocbeks Überzeugung wurde die neuere Geschichte Mitteleuropas zunächst durch die deutsche Romantik schicksalhaft geprägt, die mit Herder die nationale Erweckung und die Formierung von mitteleuropäischen Nationen förderte und deren Angehörige in der Überzeugung bestärkte, dass die Nationen organische, historische Gebilde seien (ich zitiere) „die durch die Grenzen des autochthonen Volkes und seiner Sprache bestimmt sind“, dass „das Schicksal des einzelnen Menschen eng“ mit der Nationsgemeinschaft „zusammenhängt“, die „die Bedingung für ein freies persönliches Lebens“ sei. Doch der positive – vitale – Einfluss der deutschen Romantik war, wie Kocbek schrieb, nur ein Aspekt der deutschen Nachbarschaft. Der zweite, viel gefährlichere und langfristig tragischere war jener, der ein Resultat der Entwicklung der deutschen Staatsidee im 19. Jahrhundert war, mit ihrer Wendung von Herder zu Hegel, das heißt zur Idee eines starken, auf „ethnischen Prinzipien“ basierenden Nationalstaates. Diese Entwicklung soll mindestens zwei überaus negative Folgen gehabt haben: den deutschen Expansionismus nach Osten einerseits und – als Folge seines Einflusses auf die anderen mitteleuropäischen Nationen – deren gegenseitige Abgrenzung sowie die Bildung eigener, ethnisch-nationaler Staaten auf der anderen Seite. Edvard Kocbek war am Beginn des Zweiten Weltkrieges – utopisch – davon überzeugt, dass ein rettender Ausweg aus dem beschriebenen Gefangensein zwischen Herder und Hegel im radikalen Umbau des mitteleuropäischen Raumes nach Prinzipien bestünde, die an austromarxistische Pläne und Vorstellungen erinnerten. Er meinte nämlich, dass ein mitteleuropäisches Gleichgewicht nur durch ein „Vernetzen von Verkehr, Zoll und Finanzen“ unter den mitteleuropäischen Staaten gewährleistet werden könne, was schließlich zu einem mitteleuropäischen „Gemeinsamen Markt“ und einer „Föderation“ tendieren würde, ebenso wie gleichzeitig auch zur Anerkennung nationaler und kultureller Vielfalt als unbestrittenen Werten, die allen Nationen – großen und kleinen – die nationale Entwicklung und „genau definierte nationale Autonomie“ ermöglichen würde.

Wenn die Reflexionen Kocbeks darüber, wie Mitteleuropa vor der blutigen Kriegskatastrophe bewahrt werden könnte, 1940 utopisch und naiv anmuten, erscheinen sie heute, in der Zeit der europäischen Vereinigung und der Erweiterung der Europäischen Union in Mittel- und Osteuropa überraschend modern und aktuell. Dabei machte Kocbek noch auf eine weitere Tatsache aufmerksam, auf welche manche auf die eigene nationale Geschichte fixierte und in der Falle zwischen Herder und Hegel gefangene Vergangenheitsforscher nur zu gerne vergessen: Auf die Tatsache nämlich, dass die moderne nationale Formierung ein internationaler, wenn nicht sogar transnationaler Vorgang war, den man sich nicht ohne lebhafteste Kontakte und Zusammenarbeit zwischen Menschen unterschiedlicher nationaler Provenienz und Ausrichtungen vorstellen kann. Übrigens war sich der Tatsache „dass die Nationen nicht nur aus sich selber entstehen“ und dass „die Gründe dafür, dass ein Volk zu dem wird, was es ist und nicht etwas anderes, nicht nur in ihm selber zu suchen sind“ schon Anton Tomaz Linhart am Ende des 18. Jahrhunderts bewusst – zumindest im Hinblick auf die Slowenen, formuliert in seiner Geschichte Krains und der übrigen südlichen Slawen Österreichs. Auch die Bildung des slowenischen Nationalbewusstseins im 19. Jahrhundert war aus dieser Sicht ein eindeutiger zwischenkultureller und zwischenethnischer Prozess, der langsam und allmählich vor sich ging, parallel mit der Bildung und Ausweitung des nationalen Bewusstseins bei anderen Nationen der Monarchie und in engen Kontakten mit ihnen. Deshalb ist es nicht überraschend, dass das slowenische national-politische Programm 1848 zunächst von jenen jungen Intellektuellen formuliert wurde, die am Rande des slowenischen Sprachgebietes lebten und nicht in seinem Zentrum.

Die verschärften und ausgrenzenden nationalen Gegensätze, die Freundschaften und sogar Familien zerstörten, wurden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unumstritten zur Realität, die wir Historiker keineswegs unterschätzen dürfen. Wenn man jedoch etwas tiefer unter die Oberfläche des politischen Geschehens blickt, kann man bemerken, dass nationale Gegensätze im alltäglichen Leben mancherorts und manchmal nicht eine so zentrale Rolle spielten wie auf der politischen Ebene. Menschen verschiedener nationaler Ausrichtungen arbeiteten weiter zusammen und schlossen Freundschaften, ohne auf die national-politischen Streitigkeiten und Verhältnisse Rücksicht zu nehmen. Der in Cilli lebende slowenische Komponist Josip Ipavec pflegte etwa auch Mitte der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts, als der slowenisch-deutsche Konflikt wegen der Einführung

der slowenischen Parallel-Klassen im Untergymnasium seinen Höhepunkt erreichte, ungestört Kontakte mit seinen ehemaligen, deutsch sprechenden Mitschülern. „Erzogen im Benediktinerkloster St. Lambrecht in der Obersteiermark, gewöhnte er sich an den Umgang mit deutschen Kreisen und fand in diesen verwandte Seelen, die er nicht vermissen wollte“, stellte ein slowenischer Zeitgenosse fest. Lebhaftige Kontakte zu deutsch und italienisch sprechenden Studienkollegen, akademischen Lehrern und intellektuellen Gleichgesinnten unterhielten – national verschärften Bedingungen zum Trotz – bis zum Ende der Monarchie und sogar nach ihrem Untergang, auch Intellektuelle und Bürger in den anderen slowenischen Gebieten. Der Druck zur eindeutigen und unmissverständlichen nationalen Abgrenzung und zum nationalen Bekenntnis verschärfte sich am Ende des 19. und am Beginn des 20. Jahrhunderts auf allen Seiten, doch ließen sich nicht alle Bewohner von kleineren Orten und der ländlichen Gebiete vom nationalistischen Eifer leiten – wie vor allem jüngere amerikanische Forscher überzeugend darstellten. Alles das könnte man auch für die beiden jugoslawischen Staaten im 20. Jahrhundert behaupten – für das jugoslawische Königreich und das kommunistische Jugoslawien –, in denen die Slowenen bei der Knüpfung von Kontakten mit der nicht slowenisch sprechenden Bevölkerung und ihrem Umfeld wegen ihrer guten Sprachkenntnisse sogar einen gewissen Vorteil hatten. Obwohl der Umfang und die Bedeutung von Kommunikationen und Freundschaften unter den Angehörigen der in nationale Streitigkeiten und Gegensätze verstrickten Nationen in der Zeit der nationalen Extremsituationen nicht zu idealisieren sind, ist dennoch offensichtlich, dass dieser „hellere“ Aspekt der vergangenen Realitäten in der Geschichtsschreibung all zu oft zugedeckt und vernachlässigt wurde.

In der jüngsten Zeit hört man immer öfter die Meinung, dass die Beschäftigung mit der nationalen Geschichte in der Ära der europäischen Vereinigung und Globalisierung einen eigenartigen Anachronismus darstelle, da die richtige Perspektive der modernen Geschichtsschreibung in der vergleichenden Geschichte der europäischen Nationen und der menschlichen Zivilisation zu suchen sei. Solche Einschätzungen sind, auch vom europäischen Gesichtspunkt aus betrachtet, wenig überzeugend. Europa war, historisch betrachtet, eben nie ein einziges Europa: eines der grundlegenden Merkmale seiner Geschichte ist ja die Vielfalt der national-historischen Erfahrungen, ohne deren Verständnis auch die Vielfalt des heutigen Europa nicht erklärbar ist. Und nicht zuletzt: auf der historischen Karte Europas,

gezeichnet aus westeuropäischer Perspektive, herrschten im Hinblick auf die europäische Mitte und den Osten noch bis vor kurzem weitläufige Grauschimmer, die erst in der jüngsten Zeit genauere Striche und Konturen bekommen. Offen konzipierte, auf das traditionelle Prinzip der Humanistik, die das Wertemaß aus ständigem Vergleichen ableitet, gestützte nationale Geschichtssynthese wird daher zur fast zwingenden Vorbedingung für die Bildung einer pluralistischen, wirklich komplexen Beurteilung der europäischen Vergangenheit. Bei alledem dürfte natürlich bei den Verfassern von nationalhistorischen Synthesen heute kein Zweifel darüber bestehen, dass die Nationen niemals eine Art „kollektives Subjekt“ mit einer einzigen Geschichte und einem geschichtlichen Schicksal waren, sondern – wie le grand maitre der französischen Geschichtsschreibung, Fernand Braudel, festschrieb – „eine Menge von Realitäten und lebendigen Wesen, die der Faden der chronologischen Geschichte lose verbindet“. Historische Prozesse waren – wie Geschichte überhaupt – in diesem Sinne auch im nationalen Rahmen voll von Widersprüchen und ein Resultat von Verflechtungen verschiedener Entwicklungsrhythmen, Umbrüchen und Faktoren, die von individuellen und kollektiven Akteuren nur zum Teil beherrscht wurden. Die volle Durchsetzung der Erkenntnis über die widersprüchliche, aus der Sicht der jeweiligen historischen Akteure schwer vorhersehbare Natur der historischen Abläufe und Ereignisse erscheint noch wichtiger in jenen Nationen und Ländern, in denen in der Öffentlichkeit lange Jahre ein einziges, politisch und ideologisch starr definiertes und geradliniges Geschichtsbild vorherrschte. Vor allem die jüngste Geschichte ist nach wie vor primär ein politisches Thema und Gegenstand von scharfen politischen Meinungsverschiedenheiten. In dieser Hinsicht ist die Geschichte, wenn ich den italienischen Theaterautor Eugenio Barbo paraphrasiere, auch in Slowenien heute nach wie vor eher „über uns, als hinter uns“. Die slowenische Geschichtsschreibung ist schon seit einiger Zeit erfolgreich bestrebt, durch Problematisierung der ererbten Urteile und Erweiterung des historischen Horizontes diesen Zustand zu überwinden. Wenn zu einer differenzierteren, kritischeren, vor allem aber von alten nationalen und politischen Kränkungen weniger belasteten Sichtweise der slowenischen Vergangenheit auch ich beigetragen haben sollte, ist das für mich eine große Genugtuung. Noch einmal schönen Dank für diese außerordentliche Auszeichnung und allen Anwesenden für ihre Geduld.